



JOSHUA YAFFA

# Die Überlebens- künstler

Menschen in  
Putins Russland  
zwischen Wahrheit,  
Selbstbetrug und  
Kompromissen

Econ



Joshua Yaffa

## DIE ÜBERLEBENSKÜNSTLER



JOSHUA YAFFA

# Die Überlebens- künstler

Menschen in  
Putins Russland  
zwischen Wahrheit,  
Selbstbetrug und  
Kompromissen

Aus dem Amerikanischen  
von Anselm Bühling

Econ



**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger  
Waldwirtschaft und anderen  
kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](https://ullstein.de/nachhaltigkeit)

Die englische Originalausgabe erschien 2020 bei Tim Duggan Books, ein Imprint von Penguin Random House LLC, New York, unter dem Titel *Between two Fires. Truth, Ambition, and Compromise in Putin's Russia.*



Econ ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH.

ISBN 978-3-430-21060-7

© 2021 der deutschen Ausgabe: Ullstein Buchverlage GmbH,  
Berlin

© 2020 by Joshua Yaffa

Landkarte © 2020 by David Lindroth Inc.

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Minion Pro

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

*Für meine Eltern*





# INHALT

## PROLOG

Der verschlagene Mensch . . . . . 9

## KAPITEL 1

Der Zeremonienmeister . . . . . 43

## KAPITEL 2

Vor Drachen wird gewarnt . . . . . 125

## KAPITEL 3

Der letzte freie Priester . . . . . 195

## KAPITEL 4

Der König des Rudels . . . . . 263

## KAPITEL 5

Anmerkungen zum Lager . . . . . 333

## KAPITEL 6

Die Hölle auf Erden. . . . . 391

## KAPITEL 7

Sensible Geschöpfe . . . . . 447

## EPILOG

Väter und Söhne . . . . . 483

Dank. . . . . 519

Quellen . . . . . 527

Register . . . . . 551



## PROLOG

# Der verschlagene Mensch

Im Winter 1987 bot sich Juri Lewada eine einzigartige Chance. Der Wissenschaftler – damals siebenundfünfzig, mit freundlichem Gesicht und spärlichem weißem Haar – war lange Zeit in die Peripherie des akademischen Betriebs verbannt gewesen, weil er sich mit Soziologie befasste. Diese Disziplin war von der sowjetischen Führung jahrzehntelang als bürgerliche Pseudowissenschaft abgetan worden. Der offiziellen Doktrin zufolge erklärten das Klassenmodell von Karl Marx und sein Begriff des historischen Materialismus alles Wesentliche, was es über die Gesellschaft zu wissen gibt. Doch Mitte der Achtzigerjahre stieg Michail Gorbatschow zum Staats- und Parteichef der Sowjetunion auf. Seine Politik der Perestroika, so das russische Wort für »Umbau«, zielte vor allem auf die sowjetische Wirtschaft, aber sie brachte auch eine politische und gesellschaftliche Öffnung mit sich, die Lewada und der kleinen Schar seiner Mitstreiter zugutekam.

Lewada galt als ehrlich und aufrichtig. Mit seinem wachen Geist stach er aus der Masse der farb- und geistlosen Kärner hervor, die das Bild der akademischen Kreise im Land bestimmten. Ein Dissident war er nicht: Er bewegte sich im Rahmen des Systems, auch wenn er nie in dessen



innerste Sphären vordrang. Von denen, die es dorthin schafften, unterschied er sich durch seinen elementaren Anstand und seine überragenden intellektuellen Fähigkeiten. Über Jahre hinweg hatte er nach der Arbeit in freien Seminarräumen wissenschaftlicher Institute regelmäßige Treffen mit einem Kreis gleichgesinnter Freunde und ehemaliger Studenten abgehalten. Sie hatten tabuisierte Fragen der soziologischen Theorie erörtert und die avantgardistischen Theateraufführungen und Dichtungen diskutiert, die in der Sowjetunion ab und an das Licht der Öffentlichkeit erblickten.

Doch jetzt sollte ihnen eine neu geschaffene Institution anvertraut werden: das Allunionszentrum für öffentliche Meinungsforschung, kurz WZIOM, das erste große Zentrum für Meinungsumfragen und Sozialforschung in der Geschichte des Landes. Gorbatschow und seine Unterstützer im Politbüro sahen, dass das sowjetische System ohne Reformen bald zusammenbrechen würde. Und es war ihnen auch klar, wie wenig sie über die Menschen wussten, die sie regierten. Deshalb galten unorthodoxe Denkansätze plötzlich als akzeptabel, und dies beförderte die Gründung des WZIOM, die ohnehin im Geist dieser von Umwälzungen geprägten Zeit lag. Lewada wurde zum Leiter der Abteilung für theoretische Forschungen ernannt. Er holte ein paar Kollegen zu sich, die in den 1960ern bei ihm promoviert hatten. In dem neuen Institut verfügte er über die Mittel und praktischen Instrumente, um seine Ideen zu überprüfen und einen realen, greifbaren Eindruck der Gesellschaft zu gewinnen. Er konnte endlich richtige Feldstudien durchführen.

Es war über zwanzig Jahre her, dass Lewada die Möglichkeit gehabt hatte, so öffentlich zu wirken. Damals,



1966, hatte die Sache kein gutes Ende genommen. Ein wohlgesinnter Kollege an der Staatlichen Universität Moskau hatte ihm als Mittdreißiger, der am Anfang seiner Professorenlaufbahn stand, angeboten, in einem Hörsaal der Hochschule Vorlesungen über Soziologie zu halten. Die Veranstaltung fand bald großen Anklang. Sie wurde von den Studierenden überbelegt und war bei der Moskauer Intelligenzija gefragt. Die Hörer drängten sich in den Gängen und Türen des Saals – sie »hingen an den Kronleuchtern«, wie es in Russland heißt. An Lewadas Vorlesungen war nichts offen Vorschriftswidriges oder Verbotenes: Er sprach einfach über die zentralen Grundsätze der Soziologie, einer Wissenschaft, die sich Ende des 19. Jahrhunderts in Frankreich, den USA und Deutschland als Reaktion auf die Probleme der Moderne entwickelt hatte. Ein heutiges Publikum würde sich schwertun, in seinen Vorträgen die scharfe Ausdrucksweise eines Dissidenten zu finden. Er vermied es ganz, über Politik zu sprechen, und konzentrierte sich auf die verschiedenen Theorien der Gesellschaftsformation und der Beziehung zwischen Individuen in sozialen Systemen. Er verfuhr sachlich. Er war direkt und professionell, und eben das war die Sensation.

Die Soziologie eröffnete Lewada den Zugang zu einer offenen und klaren Sprache, mit der er die sowjetische Gesellschaft ohne Rückgriff auf die diffuse offizielle Lehre erkunden konnte. »Es ist nicht leicht zu verstehen, aber seine einfache, menschliche, nicht durch Propaganda verstellte Sicht wirkte wie ein Schock«, sagt Alexei Lewinson, der in den Sechzigerjahren durch Lewada die Soziologie entdeckte. »Er nannte die Dinge beim Namen.« Nur wenige im Hörsaal hatten je zuvor jemanden so sprechen hören. »Ganz Moskau lief hin«, erinnert sich Lew Gudkow,



damals auch einer von Lewadas vielversprechenden Studenten. Die Vorlesungen boten Lewada ein Forum, um mit der Erkundung dessen zu beginnen, was später zu seinem Lebensthema werden sollte: die Mentalität des Sowjetmenschen, seine Furchtsamkeit und Servilität gegenüber dem Staat – eine paternalistische Symbiose, die aus der Angst durch die Repressionserfahrungen und der Unfähigkeit resultierte, sich selbst als ein vom Staat unabhängiges Individuum zu begreifen.

Doch dann kam der August 1968. Sowjetische Panzer beendeten den Prager Frühling, jene kurze Phase der Öffnung und der Reformen in der Tschechoslowakei, die unter dem Leitbild eines »Sozialismus mit menschlichem Antlitz«, stand, wie es der damalige KP-Chef Alexander Dubček ausdrückte. Auf die Gewalt in den Straßen Prags folgte eine reaktionäre Kampagne in der sowjetischen Kultur und Wissenschaft. Künstlern und Intellektuellen wurden selbst kleinste Abweichungen von den offiziell anerkannten Dogmen des sowjetischen Denkens zum Vorwurf gemacht. Im folgenden Jahr, 1969, erhielt Lewada die Vorladung zu einer Anhörung an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der KPdSU. Bei der stundenlangen Befragung hielten die Verhörenden ihm alle möglichen ideologischen Verfehlungen vor. Sie verwiesen auf eine Bemerkung, die er einmal gemacht hatte: In der modernen Gesellschaft sei das Individuum verschiedensten Formen gesellschaftlichen Drucks unterworfen – durch den Staat, die Massenkultur, den Markt und sogar durch Panzer. Lewada hatte das 1966 gesagt, bevor Panzer nach Prag gerollt waren. Doch das spielte keine Rolle. Es könne kein Zufall sein, befand man, das Bild sei zu aufwiegenderisch. Während der Anhörung legte Lewada seine übliche



Zurückhaltung an den Tag. Er bat weder um Gnade, noch griff er seine Peiniger offen an. Als er nach einiger Zeit merkte, dass es zwecklos war, sich zu verteidigen, schloss er einfach seine Aktentasche und setzte sich.

Das Urteil stand von vornherein fest, und die Anhörung erinnerte nicht zufällig an einen politischen Schauprozess. Noch im Jahrzehnt zuvor hatten viele Mitglieder dieses Disziplinarausschusses an den ideologischen Repressionen der Stalinzeit mitgewirkt. »Inzwischen waren ihnen Zähne und Krallen gezogen worden. Töten konnten sie nicht«, so Lewinson. »Aber für das, was sie Lewada vorwarfen, wäre man ein paar Jahrzehnte früher auf Nimmerwiedersehen im Lager verschwunden.« Stattdessen verlor Lewada nur seine Professur, und man wies ihm eine nicht öffentliche, praktisch anonyme Stelle an einem wissenschaftlichen Institut zu. Die Zeiten waren »vegetarisch« geworden, wie Anna Achmatowa, die Grande Dame der russischen Lyrik des 20. Jahrhunderts, es ausdrückte. Nicht der Gulag stand Lewada bevor, aber doch eine Art Exil – ähnlich wie Dubček, der nach seiner Verhaftung am Ende des Prager Frühlings auf einen Posten bei der Forstverwaltung in der Slowakei abgeschoben wurde. Lewada war vom Mainstream der sowjetischen Wissenschaft abgeschnitten und durfte weder neue Arbeiten publizieren, noch durften andere Wissenschaftler ihn in ihren Artikeln zitieren. »Nur ich, ganz auf mich gestellt, so war das – ganz allein, sechzehn Jahre lang«, erinnerte er sich später.

Während dieser gesamten Zeit arbeitete Lewada zu Hause und in kleinen Gruppen mit Freunden und Kollegen daran, das Phänomen zu verstehen, das später den Namen *Homo sovieticus* erhielt: eine neue Spezies, die eine Folgeerscheinung des großen und furchtbaren sowjetischen Ex-



periments war. Nach Lewada ist der Staat für diese Spezies »nicht nur eine historisch gewachsene gesellschaftliche Institution unter anderen [...], sondern eine Art Über-Institution vormodernen, paternalistischen Typs, [...] deren Funktionen und deren Aktivitätsbereich universal sind [...] und die in alle Winkel der menschlichen Existenz vordringt. Das Projekt des sowjetischen Sozialstaates ist per definitionem totalitär, weil es der Person keinerlei eigenen Raum lässt.« Ebenso wichtig wie die Abhängigkeit der Untertanen vom Staat sei ihre Dankbarkeit: »Die Fürsorge der Oberen muss von den Unteren gewürdigt werden.«

Viele Sowjetbürger reagierten – aus einem Rest Furcht, aber auch einer Kombination von Gewitztheit und Findigkeit heraus –, indem sie sich an den Staat anpassten. Dieser genoss vielleicht nicht ihr Vertrauen oder ihren Respekt, aber ebenso wenig konnten sie sich vorstellen, ihn zu bezwingen oder ohne ihn zu leben. Es begann als Überlebensstrategie: Staatsbürger und Staat arbeiteten unbewusst gemeinsam darauf hin, dass die Einzelnen ihre eigene Freiheit und ihre Chancen auf Selbstverwirklichung aktiv unterdrückten. Lewadas Sowjetmensch war einfallsreich und doch passiv, misstrauisch und doch gleichgültig. Er begriff instinktiv, dass es einfacher – und letztlich vorteilhafter – war, sein eigenes Spiel innerhalb des Systems zu spielen. Mut nahm die Form von passivem Widerstand an. So erklärte der Redakteur der Zeitschrift *Probleme der Philosophie*, ein junger Denker, der als relativ progressiv galt, er werde in seinem Blatt keine Zeile gegen Lewada drucken – allerdings auch keine Zeile von ihm. »Beide Versprechen hat er gehalten«, bemerkte Lewada später mit einer Art widerwilliger Anerkennung.

Als Lewada mit der Perestroika und seiner Berufung an



das WZIOM die Möglichkeit erhielt, Erhebungen durchzuführen, galt sein Interesse der Erforschung des Sowjetmenschen. Er stellte fest, dass viele besonders böartige Merkmale der sowjetischen Gesellschaft abgestreift wurden. An ihre Stelle trat eine Kultur der Wissbegierde, und althergebrachte Dogmen wurden hinterfragt. Lewada fragte sich, ob mit dem Niedergang des Sowjetsystems auch der *Homo sovieticus* verschwinden oder sich zumindest weiterentwickeln würde.

1989 machte er sich daran, dies zu überprüfen, indem er gewöhnliche Bürger nach ihrer Beziehung zum Staat befragte. Es war ein beglückendes Projekt, das zugleich beunruhigend dringlich schien. »Die Lage wurde immer turbulenter«, so Lewada im Rückblick. Es sei kaum Zeit für ruhige gedankliche Arbeit geblieben. Beim Versuch, die sowjetische Gesellschaft zu verstehen, seien er und das WZIOM-Team sich vorgekommen, als ob sie »einem Kranken den Puls fühlten«.

In dieser Zeit stürzten überall in Osteuropa kommunistische Regierungen, die sowjetische Armee zog aus Afghanistan ab, und die Gesellschaft erlebte einen turbulenten politischen Kurswechsel. Die Forscher stellten Fokusgruppen zusammen und verteilten über die vierzehn Regionalbüros des WZIOM im ganzen Land Fragebögen. Weit mehr Material brachten jedoch die Antworten auf einen einseitigen Fragebogen, der in der *Literaturnaja Gaseta* abgedruckt wurde – einer beliebten Wochenzeitung mit literarisch-kulturellem Schwerpunkt, die manchmal auch aktuelle politische Themen aufgriff. Unter der Überschrift »Was denken Sie?« wurden die Leser gebeten, Fragen zu ihren Erwartungen, ihren Ängsten und ihrer Beziehung zum Staat zu be-



antworten. Die öffentliche Reaktion war überwältigend. Lewadas Team erhielt fast zweihunderttausend Antworten. Es kam vor, dass ganze Familien oder gar Werksbrigaden den Fragebogen ausfüllten. Die Postboten schleppten die Bögen in Säcken an, die sich auf dem Gang der Hoteletage im »Zentralen Haus des Touristen« auf dem Leninprospekt, wo die Forscher ihr Büro hatten, zu unförmigen Stapeln türmten. »Es war ein Aufschrei der Gesellschaft. Sie wollte etwas«, sagt Lewinson. »Wir hatten das Gefühl, dass eine neue Art Mensch die Szene betreten hatte.«

Der Sowjetmensch, so schien es Lewada, machte eine Wandlung durch – er war im Begriff, seine Angst, Ohnmacht und den instinktiven Gehorsam abzulegen. Allein schon, dass die Umfrage ein so lebhaftes Echo hervorgerufen hatte, war Zeichen einer Veränderung der Gesellschaftsordnung des Landes. In der Dokumentation ihrer Ergebnisse formulierten Lewada und sein Team dies so: »Die Herausbildung einer öffentlichen Meinung ist ein Merkmal des Rückzugs der totalitären Gesellschaft« – samt den dazugehörigen »Herdeninstinkten, Phobien und Feindbildern [...] Das Eis taut.« Immer weniger Menschen, so der Befund, konnten sich für einen starken Führer begeistern, um den sich das Land zusammenschließen sollte. Die Mehrheit der Befragten war bereit, die Geschichte der Sowjetunion neu und ehrlicher zu bewerten, auch wenn sie teilweise unangenehm oder unvorteilhaft sein sollte. Die meisten wünschten sich engere Beziehungen zum Westen. Die Angst vor Krieg oder der Umzingelung durch böswillige Feinde, die die Machthaber lange genutzt hatten, um die Bevölkerung zu einen und sich ihrer Loyalität zu versichern, war verflogen.

Das Leben in der Sowjetunion war weitgehend von Un-



wahrheiten bestimmt gewesen, die von zwei Seiten ausgingen: Die Bürger spielten die hingebungsvollen und loyalen Untertanen, und der Staat gab vor, kompetent und am Wohlergehen des Einzelnen interessiert zu sein. Vorgetäuschter Gehorsam traf auf vorgetäuschte Fürsorge. Ein geläufiger Witz der Zeit brachte das humoristisch auf den Punkt: »Wir tun, als ob wir arbeiten, und sie tun, als ob sie uns bezahlen.« Die Menschen waren dem System gegenüber nicht glühend loyal, sondern nahmen es passiv hin – dabei halfen die zahlreichen Möglichkeiten, es zu überlisten und ihm kleine private Triumphe abzutrotzen. Als Lewinson und Gudkow an ihren Dissertationen arbeiteten, verlangte ein Fachbereichsleiter an der Staatlichen Universität Moskau, sie sollten einige »bürgerliche« Autoren zitieren, um sie zu kritisieren. Also erfanden sie Autoren, deren Arbeiten sie dann angriffen – ohne dass der akademische Ausschuss das je bemerkt hätte. »Wir waren beide stolz darauf, wie wir sie an der Nase herumgeführt haben«, sagt Lewinson. Und weshalb auch nicht?

Die Ergebnisse, die säckeweise bei Lewadas Team am Leninprospekt eintrafen, stützten die Hoffnung, die sich mit der Perestroika verband: dass die Bürger der Sowjetunion im Begriff waren, sich zu ändern, sich innerlich vom Staat frei zu machen und mehr persönliche Verantwortung zu übernehmen. Die Gesellschaft, so Lewinson, schien ihre »verderbliche, bösertige, moralisch verheerende Form der Anpassung« endlich hinter sich zu lassen. Lewada selbst schrieb einen Aufsatz über dieses Phänomen. Dieser trug den Titel »Ein scheidender Charakter?«. Kurze Zeit später gab es die Sowjetunion nicht mehr. Sie brach zusammen wie alle großen Imperien – erst langsam und unmerklich, dann abrupt, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Mit ihr



verschwanden auch viele Strukturen und Institutionen, die den Sowjetmenschen geprägt hatten – von der alleinigen Entscheidungsgewalt der Kommunistischen Partei über das berufliche Fortkommen bis zur Planwirtschaft mit ihrem notorischen Mangel, der dazu geführt hatte, dass wichtige Güter nur durch Gefälligkeiten und persönliche Beziehungen beschafft werden konnten. Im Nachhinein wirkt Lewadas Annahme, mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion werde auch eine neue Art Mensch auf der Bildfläche erscheinen, wie ein Reflex des utopischen Denkens der frühen Bolschewiki.

Schon nach kurzer Zeit zeigte sich, dass der Wandel zu einem neuen Bürgertum nicht so schnell vonstattengehen würde wie erhofft. Lewada und sein Team beim WZIOM führten weitere Erhebungen durch und werteten die Ergebnisse aus. Sie begriffen bald, dass die Umfrage in der *Literaturnaja Gaseta* ein Sonderfall gewesen war. Die post-sowjetischen Bürger Russlands waren ähnlich eingestellt wie die sowjetischen Generationen vor ihnen. »Das ließ nur einen Schluss zu: Das, was wir als spezifisch sowjetischen Personentyp angesehen hatten, war ein weit hartnäckigeres Phänomen als die sowjetischen Institutionen«, so Lewinson. Bei einer Erhebung gab die Hälfte der Befragten an, die Sieger der sowjetischen Parlamentswahlen von 1999 seien nicht ehrlich. Zugleich war jedoch die Mehrheit mit dem Wahlergebnis zufrieden. Die Zahl derjenigen, die sagten, ihr Handeln stehe im Widerspruch zu dem, was sie selbst für richtig hielten, war in diesem Jahr doppelt so hoch wie noch zehn Jahre zuvor. Und die Zahl derjenigen, die sich genötigt sahen, ihre moralischen Grundsätze dem Zweck unterzuordnen, war höher als zu



Sowjetzeiten. Lewada beobachtete die Rückkehr alter Gewohnheiten: »Duldsamkeit geht immer vor aktivem Protest, Anpassung vor Widerstand und passives Unbehagen vor dem Kampf für die eigenen Rechte.« Die Bürger arrangierten sich wieder. Sie hielten sich an die Spielregeln, statt Änderungen anzustreben.

Ende der Neunzigerjahre zeigten die Daten, dass die Gewohnheiten und Deformationen des Sowjetmenschen sich reproduzierten. Sie nahmen neue Gestalten an und drangen weiter in gesellschaftliche Institutionen und Beziehungen vor. Auf viele, die am WZIOM tätig waren, wirkte das demoralisierend. »Die Leute lassen dich allein, sie kehren sich ab von dem, was von deinen Idealen übrig ist«, so Lewinson. Die Institutsleiterin Tatjana Saslawskaja, eine gebildete, liberale und sehr beliebte Soziologin, erklärte aufgewühlt, sie verstehe gar nichts mehr, und zog sich aufs Altenteil zurück. Lewada wurde ihr Nachfolger.

Er hatte von Anfang an die Sorge, das Ende der Sowjetunion sei für die normalen Bürger zu schnell und zu leicht gekommen – faktisch eine Revolution, die jedoch den meisten keinerlei revolutionäre Aktivitäten abverlangt hatte. Die Menschen hatten dieses Ereignis nicht selbst herbeigeführt, sondern es war *mit* ihnen passiert. Das erlaubte ihnen, es als eine weitere Zumutung von oben wahrzunehmen. »Nach dem Zusammenbruch des Sowjetsystems«, so Lewada, »kam nicht der befreite Recke aus dem Märchen zum Vorschein, sondern ein Mensch, der dazu neigte, sich anzupassen, um zu überleben. Jemand, der zwar bereit war, sich zum demokratischen System zu bekennen, weil er das alte System verabscheute, aber nicht im Geringsten auf die Einrichtungen der Demokratie eingestellt war.«



Im Jahr 2000, als Wladimir Putin ins Präsidentenamt gelangte, publizierte Lewada einen neuen Essay. Es war der Versuch, das Phänomen aufzuarbeiten, das ihn zunehmend frustrierte und vor ein Rätsel stellte: das Fortbestehen des russischen Personentyps, auf dessen Analyse er so viel Zeit verwendet hatte. Als »sowjetisch« konnte man ihn jetzt nicht mehr bezeichnen. Aber was war er dann? Lewada nannte den Essay »Der verschlagene Mensch«. Damit war eine neue Spezies bestimmt – kein *Homo sovieticus*, sondern etwas Langlebigeres und Universelleres. Der verschlagene Russe, so heißt es in dem Text, »nimmt Täuschung nicht nur hin, sondern ist bereit, sich zu täuschen – ja, er ist sogar darauf angewiesen, sich immerzu etwas vorzumachen, um seines Selbsterhalts willen«. Aus Lewadas Sicht ist er letztlich ein kluges und einfallsreiches Geschöpf: »Er passt sich der sozialen Realität an, sucht nach Freiräumen und Schlupflöchern in ihrem Normensystem, versucht, ihre ›Spielregeln‹ für die eigenen Interessen zu nutzen und sie zugleich – was nicht weniger wichtig ist – ständig in einem gewissen Maß zu umgehen.«

Für den verschlagenen Menschen ist der Umgang mit dem Staat ein Spiel aus Halbwahrheiten und Täuschungen, die man dem Bürokratieapparat als Opfer darbringt und von denen man einander erzählt, um zu rechtfertigen, dass man persönliche Ambitionen und moralische Grundsätze beiseiteschiebt. Da die sozialen Bindungen schwach und die Institutionen unterentwickelt sind, ist der verschlagene Mensch letztlich auf sich allein gestellt. Die Folge ist ein Paradox des russischen Lebens, das Generationen zurückreicht: »Wenn ein Mensch gezwungen ist, sich ›wie alle anderen‹ zu verhalten und das öffentlich zu demonstrieren [...], entlastet er sich von der Verantwortung für die ge-



meinsamen Haltungen, doch der Einsamkeit gegenüber »allen anderen« entkommt er nicht.« Die Freiheit von Verantwortung erzeugt die Illusion der Freiheit selbst. Der verschlagene Mensch macht sich keine Illusionen über die wahre Natur des Staates – er sieht einfach keine Alternative zu diesem und setzt deshalb lieber darauf, mit dem Strom zu schwimmen als gegen ihn. »Die Russen brauchen offenbar den Schutz des Staates, aber sie wollen ihm nicht dienen«, so Lewada.

Der Begriff des verschlagenen Menschen war für ihn der Ausweg aus der falschen Alternative zwischen zwei wenig überzeugenden Sichtweisen, die er inzwischen beide als Mythen ansah. Der erste Mythos wurde von der offiziellen Propaganda verbreitet. Ihr zufolge waren die Sowjetbürger glücklich, zufrieden und dem Aufbau des Kommunismus verbunden. Der zweite Mythos war die Umkehrung des ersten und erfreute sich bei der liberalen Intelligenzija sowie vielen westlichen Beobachtern großer Beliebtheit. Demnach waren die sowjetischen Menschen unzufrieden, dem Staat feindlich gesinnt und bereit, gegen ihn zu handeln. Nach Lewadas Auffassung liegt die Wahrheit irgendwo dazwischen – im heutigen Russland ebenso wie zu Zeiten der Sowjetunion. Echte Sadisten und Folterer sind rar, aber das Leben eines Dissidenten ist einsam, glanzlos und oft schlicht elend. Die meisten Menschen sind weder ein Stalin noch ein Solschenizyn, sondern auf ihre Weise verschlagen.

Der verschlagene Mensch ist kein sowjetisches Phänomen. Seine historischen Wurzeln reichen viel weiter zurück. In der vorrevolutionären Vergangenheit Russlands, als die Bevölkerung zu über 80 Prozent aus Bauern bestand, war eine Vorstellung verbreitet, die im Nachhinein



von den sowjetischen Propagandisten noch übersteigert wurde. Demnach waren die Bauern, und vor allem die Leibeigenen, Hüter einer tieferen Wahrheit, die ihren Herren nicht zugänglich und für sie nicht verständlich war. Die Herren mochten zwar die Macht haben, doch Tugendhaftigkeit und Authentizität lagen aufseiten der Machtlosen. Einige Jahre bevor Lewadas Essay erschien, hatte Saslawskaja, die erste Leiterin des WZIOM, über den »verschlagenen Sklaven« aus Puschkins Dichtung gesprochen, der zwar unfrei ist und bleibt, aber es immer wieder versteht, seinen Herrn zu demontieren und zu übertölpeln. Solche Figuren kommen in der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts oft vor und werden in beliebten Geschichten als Helden aus dem gewöhnlichen Volk dargestellt. Der Sowjetstaat – fern und undurchsichtig, doch zugleich aufdringlich und allgegenwärtig – erwies sich als idealer Schauplatz für dieses Genre. Es wurde zu einer Art Nationalsport, die schwerfällige Bürokratie auszutricksen. Und das, was dann kam – das Russland der Neunzigerjahre mit seinen unzähligen Entbehrungen und Grausamkeiten –, war als Umgebung für solche Gestalten nicht minder geeignet. Ihre Selbsterhaltungsbestrebungen wirkten jetzt edel, ja sogar mutig.

Lewadas späte Lebensjahre fielen in die Frühphase von Wladimir Putins Herrschaft. Der über siebzigjährige Wissenschaftler beobachtete, wie der Präsident die Autorität des russischen Staates auf die einzige ihm bekannte Art und Weise herstellte – indem er die zahlreichen Instrumente des Regierungsapparats unter seine direkte Kontrolle brachte und eine »Machtvertikale« schuf, die seinen Launen und Befehlen folgte. Fast alle Bereiche des politischen und wirtschaftlichen Lebens in Russland wurden



diesem allumfassenden System unterworfen – von Fernsehkanälen und Ölkonzernen bis zum Justizsystem und der Russisch-Orthodoxen Kirche. 2003 wurde auch das WZIOM selbst der Machtvertikale einverleibt: Es wurde pro forma privatisiert, was den Weg für eine Übernahme durch loyale Kräfte bahnte, die bereit waren, die Umfrageergebnisse und ihre Bedeutung bei Bedarf abzufedern, um den Kreml nicht über Gebühr zu verärgern. Lewada und die Mitstreiter, die seit den Sechzigerjahren mit ihm zusammengearbeitet hatten, verließen das Institut und gründeten eine neue, unabhängige Forschungseinrichtung: das Lewada-Zentrum.

Nach den Neunzigern mit ihren immer wiederkehrenden Enttäuschungen und Entbehrungen begrüßten große Teile der russischen Öffentlichkeit, dass nun ein Staatschef und ein System Einzug hielten, die versprachen, die elementaren Kompetenzen des Staates wiederherzustellen und Stabilität in das Leben der Bürger zu bringen. In den Umfragen des Lewada-Zentrums stiegen Putins Zustimmungswerte von Jahr zu Jahr, bis sie über 80 Prozent erreichten. Das lag nicht zuletzt daran, dass der Staat das Kontrollmonopol über das Medium mit der größten Reichweite, das Fernsehen, hatte und Medien mit einer anderen Ausrichtung unterdrückte. Zugleich war es Ausdruck verschütteter historischer Kränkungen – Putin hatte Russland nicht an sich gerissen, vielmehr manifestierte sich in ihm das kollektive Unterbewusstsein des Landes. »Putin begreift die Komplexe des Sowjetmenschen sehr gut, und er nutzt sie als Ressource«, so Gudkow. »Es sind die Charakterzüge eines Menschen, dessen Verschlagenheit auf Abhängigkeit, Neid, Einengung und Aggression beruht.«

Putin hatte das große Glück, die Macht zu einem Zeit-



punkt zu übernehmen, als die Ölpreise weltweit stiegen. Das war der Motor für einen Konsumaufschwung, wie es ihn in der Geschichte Russlands nie zuvor gegeben hatte. Die Reallöhne verdreifachten sich innerhalb von acht Jahren – dem Zeitraum von Putins ersten zwei Amtszeiten. Jetzt war Verschlagenheit Bares wert – ebenso wie bessere Lebensmittel und höherwertige Haushaltsgegenstände. Die urbane Mittelschicht kaufte IKEA-Möbel, machte Urlaub an den Stränden Europas und speiste in den guten Moskauer Restaurants, deren Zahl ständig zunahm. Lewada konnte den verschlagenen Menschen der Putin-Ära verstehen. Und er verurteilte ihn nicht, so sehr es ihn auch demoralisierte, zu erleben, wie Putins Macht sich langfristig etablierte. Der verschlagene Mensch war hartnäckig, vielleicht sogar zeitlos – eine Gestalt, die viel Aufschluss über den stillschweigenden Pakt zwischen Herrscher und Beherrschten gab.

Lewada starb 2006 mit sechsundsiebzig Jahren. Am Ende seines Lebens hatte sich seine Stimmung verdüstert, und er neigte zum Pessimismus. »Er war niedergeschlagen«, erinnert sich Gudkow. Der verschlagene Mensch, so klagte er unter Freunden, sei mit der Sowjetunion nicht verschwunden. Er habe das Labor überdauert, in dem er so lange Jahre genährt worden war. Die Verschlagenheit bannt Russland in eine historische Zeitschleife. »Über sie hinauszukommen, ist bisher nicht gelungen«, heißt es in Lewadas Essay.

Jemand, der geübt darin ist, Kompromisse einzugehen und sich auf die Gegebenheiten einzustellen, der intuitiv versteht, was von ihm erwartet wird, und seine Überzeugungen und sein Verhalten danach ausrichtet, heißt auf Rus-



sisch *Prisposoblenez*, was so viel bedeutet wie »Anpasser«. Der vielleicht beste Chronist dieser Überlebens- und Aufstiegsstrategie, die bei aller Nachvollziehbarkeit oft etwas Absurdes und Abgeschmacktes hat, ist der Schriftsteller Sergei Dowlatow. Er war als Gefängniswärter und als Journalist für sowjetische Zeitungen tätig und lebte später, nachdem er die Geduld der sowjetischen Machthaber überstrapaziert hatte, als politischer Emigrant in New York. In seinen quasi-autobiografischen Essays und Romanen stellt Dowlatow seinen nur leicht kaschierten Ich-Erzähler als eine Art erfolglosen *Prisposoblenez* dar – jemanden, der sich seine Prinzipien durchaus für materielle Vorteile abkaufen lassen würde, wenn ihm dabei nicht immer wieder sein linkischer, verquerrer, alkoholgeschwängerter Eigensinn in den Weg käme. Sein Zynismus wird von seinem elementaren Anstand ausgehebelt. Er scheitert sogar noch am Ausverkauf seiner moralischen Grundsätze. Im Kontext der späten Sowjetunion erschien eine solche Figur zugleich als Versager und als Verkünder der Wahrheit.

In seinem Buch *Der Kompromiss* von 1981 setzt sich Dowlatow mit dieser Mischung aus Erbärmlichkeit und Würde auseinander, die kennzeichnend für die Spätphase der Sowjetherrschaft war. »In diesem Buch gibt es keine Engel und keine Bösewichte. Es gibt keine Sünder und auch keine ›Heiligen‹«, schreibt er – nur Leute, die versuchen, sich mit dem zu arrangieren, was sie nicht ändern können, und sich etwas Raum für Privates und Menschliches zu schaffen. Dowlatows Welt ist von Gestalten bevölkert wie seinem Zeitungsredakteur »von der Sorte der verschüchterten Halunken«, unsicher und zugleich autoritär, einer jungen Frau aus der Provinz, deren Devise lautet:



»Uneigennütziges Schwindeln ist noch keine Lüge, es ist Poesie«, und einem Kollegen mit einer Vorliebe für gestelzte Metaphern, was Dowlatows Erzähler zu der Bemerkung veranlasst: »Eine Metapher! Die Lüge hat viele solcher Übernamen aus dem Untergrund!«

Die Auseinandersetzung mit der Lüge – die Frage, was es heißt, zu lügen, und was man tun soll, um es zu vermeiden – war von zentraler Bedeutung für die Intellektuellen, die in der Tauwetterzeit aufwuchsen, einer relativ offenen Phase der sowjetischen Geschichte. Sie begann unter Chruschtschow und war spätestens mit der gewaltsamen Niederschlagung des Prager Frühlings endgültig beendet. Zu dieser Generation von Intellektuellen gehörte auch Lewada. Man nannte sie *Schestidesjatniki*, die Sechziger, nach dem Jahrzehnt, das sie geprägt hatte. Ein entscheidendes Ereignis in ihrer Biografie war die Publikation von Alexander Solschenizyns Erzählung *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch*, die einen gewöhnlichen Tag in einem Gefängnislager der Stalinzeit schildert. Sie entfaltete eine so große Wirkung, weil sie unausgesprochen für eine riesige Zahl von Schicksalen stand: Wenn man das Leben von Iwan Denissowitsch mit ein paar Millionen multiplizierte, begann man, das Ausmaß dessen zu ahnen, was der Staat seinen eigenen Bürgern angetan hatte.

Doch Solschenizyn thematisierte in diesem und anderen Werken nicht nur die Grausamkeit des Sowjetsystems. Er dokumentierte auch, wie die Menschen versuchten, dieses System zu überleben, indem sie es bei jeder Gelegenheit betrogen und austricksten. Die Schrecken des Gulag warfen Licht auf eine Entscheidung, die gleich unter der Oberfläche des sowjetischen Alltags lauerte: Ist es moralisch gesehen nicht richtig, einem zutiefst ungerechten System



gegenüber unrecht zu handeln? Iwan Denissowitsch verschafft sich unbemerkt kleine Vorteile. »Besser murren und sich unterordnen. Wenn man stur war, wurde man gebrochen«, heißt es zu Beginn. Doch er bewahrt sich Reste von Menschlichkeit. Er besteht darauf, die Mütze abzunehmen, wenn er seine kargen, unappetitlichen Mahlzeiten verzehrt. Das ist seine Art, seine persönliche Würde zu behaupten. Mehr von jemandem zu erwarten, hieße, die Umstände zu verkennen, in denen er sich befindet. »Wird einer, der im Warmen sitzt, den Frierenden jemals verstehen?«, fragt sich der Titelheld an der vielleicht bekanntesten Stelle des Buchs.

Dass *Iwan Denissowitsch* erscheinen konnte und so großen Erfolg hatte, verdankte sich einer vorübergehenden Lockerung der sowjetischen Zensur, die sich in den nächsten 25 Jahren nicht mehr wiederholen sollte. Einige Jahre später schrieb Solschenizyn einen Essay, der auf Schreibmaschinen vervielfältigt wurde und unter Moskauer Intellektuellen zirkulierte. Er trug den Titel »Lebt nicht mit der Lüge« und war ein flammender Aufruf, die eigene grundlegende Vorstellung davon, was wahr ist, nicht an die Forderungen des Systems anzupassen. Solschenizyn beginnt, indem er die scheinbare Allmacht des Staates umreißt: »[S]ie richten, wen sie wollen, und sie jagen die Gesunden unter die Geisteskranken – alles *sie*, aber *wir* sind machtlos.« Widerstand lohne sich nicht, Anpassung hingegen zu sehr: »Sich bloß nicht von der Herde lösen, keinen Schritt alleine tun – und plötzlich ohne Weißbrot, ohne Warmwasserbereiter, ohne Aufenthaltsgenehmigung für Moskau dastehen.« Solschenizyn richtet den Blick nicht auf die Herrscher im Kreml, sondern auf die, die sie seiner Meinung nach an der Macht halten: »[W]ir belügen uns selbst,



um uns zu beruhigen. Nicht *sie* sind an allem schuld – *wir selbst*, nur WIR.«

Zu den Autoren, die Lewada – wie viele, die seinem Kreis angehörten – gründlich gelesen hatte, zählte auch George Orwell. Vor allem Orwells Begriff des Doppeldenk, der aus dem Roman *1984* bekannt ist, war für ihn wichtig. Nach Orwell weiß der in einem allmächtigen System gefangene Bürger, »in welcher Richtung seine Erinnerung geändert werden muß; er weiß deshalb auch, daß er der Wirklichkeit einen Streich spielt; aber durch die Anwendung von Doppeldenk versichert er sich auch darüber, daß die Realität nicht angetastet wird. [...] Bewußte Lügen zu erzählen, an die man ehrlich glaubt«, ist eine Möglichkeit, bei Verstand zu bleiben, sich einen Rest individuellen Willens zu bewahren – kurz »unabdingbar«.

Lewada fand jedoch, dass Orwell die herrschende Elite und die Leute ohne politischen Einfluss zu stark kontrastierte. Bei Orwell produziert die Elite Doppeldenk zynisch und ganz bewusst, während ihre Opfer aufgrund der Umstände und ihrer eigenen Machtlosigkeit letztlich genötigt sind, mitzumachen. Aus Lewadas Sicht hatten Herrschende und Beherrschte ein Abkommen geschlossen, für das sie gleichermaßen verantwortlich waren und das für beide Seiten etwas Beruhigendes und Vertrauliches hatte.

Die Durchschnittsbürger hatten gelernt, sich auf den paternalistischen Staat zu verlassen, selbst wenn sie ihn fürchteten oder aktiv ablehnten. Und »die oben« handelten nicht kohärenter oder rationaler als »die unten«. Die politischen Führer des Landes, so Lewada, »leben nach denselben Regeln des verschlagenen Doppeldenk, [...] und wenn sie manchmal gezwungenermaßen ihre Entschlos-



senheit bekunden, diesem Teufelskreis zu entkommen, verfangen sie sich nur noch mehr darin«.

Ein Jahr nach der Publikation von Lewadas Essay über den verschlagenen Menschen, im Sommer 2001, kam ich erstmals nach Russland. Ich hatte zu Beginn meiner Collegezeit zwei Jahre lang Russischkurse belegt. Nun sollte ich das Land kennenlernen, von dem ich bisher nur aus Lehrbüchern, Karteikarten und Übungsdialogen wusste («Wo ist dein Koffer?» »Er ist hier.« »Er ist so groß!«). Meine Entscheidung, Russisch zu lernen, hatte ich aus einer Laune heraus getroffen. Das Vorhaben war wie geschaffen für einen Teenager mit seinem herrlichen Überschuss an Zeit und Neugier. Jetzt, mit 19, war ich in einer Wohnung auf der Petrograder Seite von Sankt Petersburg gelandet. Sie war dunkel und unrenoviert, doch zugleich einladend und unendlich liebenswert. Dort verbrachte ich die folgenden Monate bei einer Gastfamilie. Die Straße trug den Namen Lisa Tschajkinas, die im Zweiten Weltkrieg im geheimen Widerstand gegen die Deutschen tätig gewesen war und von ihnen mit 23 Jahren gefangen genommen und umgebracht wurde. Tagsüber lernte ich Russisch auf dem Gelände des Smolny-Instituts, eines im frühen 19. Jahrhundert errichteten Gebäudekomplexes, der eine höhere Schule beherbergt hatte und von Lenin während der Oktoberrevolution als Hauptquartier genutzt worden war. Allerdings war ich damals noch nicht so weit, die Geschichte, die mich umgab, wirklich aufzunehmen.

Die Tage verschwammen unbeschwert ineinander – eine Abfolge von Bliny mit Marmelade, die meine Gastmutter morgens in der Pfanne buk, dem allmählichen Begreifen der Substantivdeklinationen, Abenden auf der



Galerie des Mariinski-Theaters, noch späteren Abenden im Betonrohbau eines Bunkerraums, der als provisorischer Nachtclub genutzt wurde, und nächtlichen Sprints zurück in die Lisa-Tschajkina-Straße. Im Sommer werden die vielen Petersburger Zugbrücken gegen ein Uhr früh hochgezogen, damit die Schiffe die Newa passieren können. Erst lang nach Sonnenaufgang lässt man sie wieder herab. Wenn ich den richtigen Zeitpunkt verpasste, um noch auf die Petrograder Seite zu gelangen, saß ich bis zum Morgen fest. Doch bei den stundenlangen Wanderungen entlang den Kanälen der Stadt, im farbigen Licht der sommerlichen Weißen Nächte, schien mir oft, dass ich es so besser getroffen hatte, als wenn ich rechtzeitig nach Hause gekommen wäre. Im Nachhinein begriff ich, dass ich Sankt Petersburg in einem Augenblick des Übergangs kennengelernt hatte. Elend, Not und Chaos der Neunziger waren vorüber, und die hierarchischen Beschränkungen der Machtvertikale, die sich in den kommenden Jahren herabsenken sollte, hatten sich noch nicht etabliert. Russland fühlte sich damals gerade deshalb so lebendig an, weil so wenig festgelegt war: Das Leben war hart und ein bisschen abgedreht, doch alle Richtungen schienen offen zu stehen. Die Russen mussten sich nur eine aussuchen – oder diese Entscheidung jemand anderem überlassen.

Im Jahrzehnt darauf war ich mehrfach in Russland, meist in der Hauptstadt Moskau, die sich bei meinen ersten Besuchen als imposante Riesenstadt von dem verfallenen Charme Sankt Petersburgs abhob – einem Ort, so schien mir, der es Venedig nachtun wollte, doch erst sowjetischen Parteichefs und Arbeitsbrigaden und dann sich selbst überlassen worden war. (Ab 2003, als die Regierung vor dem dreihundertsten Jahrestag der Stadtgründung Millio-



nenbeträge in Renovierungsmaßnahmen steckte, verlor Sankt Petersburg nach und nach sein abgegriffen romantisches Flair, im guten wie im schlechten Sinn.) In Moskau heißt es gern, die Straßen der Stadt seien nicht für Menschen, sondern für Panzer ausgelegt. Und so wirkt es tatsächlich: Wer zu Fuß den Tunnel unter einer sechsspurigen Chaussee durchquert, die das Stadtzentrum teilt, kommt sich vor wie ein Filmstatist, dessen Erscheinung nur als Vergleichsmaßstab dient, um Größe und Macht desto eindrucksvoller herauszustreichen.

Trotzdem nahm mich auch Moskau bald für sich ein. Es vibrierte vor Energie und Erneuerungsdrang: Die Menschen, die ich dort kennenlernte, waren hungrig, neugierig, abenteuerlustig und durch keinerlei fremde oder eigene Regeln und Erwartungen gebunden. Es herrschte ein ungestümer Geist, ohne Rücksicht auf Verluste. Und doch waren auch Sorge und Bedrückung zu spüren. Die Stadt war Epizentrum eines furchtbaren, gescheiterten Experiments gewesen, das für sehr viele Menschen tragisch ausging. Auch wenn in Gesprächen selten näher darauf eingegangen wurde, schien diese Erfahrung eine Art kollektive Unfähigkeit zum Small Talk nach sich zu ziehen, dem Reden über Belanglosigkeiten, das anderswo den gesellschaftlichen Umgang erleichtert. In Moskau – eigentlich überall in Russland – schaut man bei jemandem zum Tee vorbei und vertieft sich innerhalb von Minuten in die ganz großen Fragen, spricht über Geschichte, Liebe, Schicksal, Macht oder Kunst. Das heißt nicht, dass das Leben nicht auch lustig oder komisch sein kann, aber es wird grundsätzlich mit Konsequenz angegangen.

Diese Mischung aus Leid und Heiterkeit war es auch, die mich an Dowlatow anzog. Sein Werk lässt sich als schmerz-



erfüllte Ode an die innere Freiheit lesen, auch wenn er jede couragierte oder klar erkennbare politische Stellungnahme bewusst vermeidet. Er vollzieht die gesellschaftlichen Pflichten mit und nimmt sie zugleich dezent aufs Korn. In *Der Kompromiss* kann der Erzähler die Forderungen des Systems immer wieder abwehren und untergraben, etwa indem er mit jungen Frauen aus dem Komsomol-Bezirksbüro alkoholgeschwängerte Spritztouren unternimmt, anstatt zähe Artikel zu schreiben, die die Weisheit von Breschnews Agrarpolitik preisen. Am Ende verfasst er dann doch seinen Text: In schwer verkatertem Zustand verbringt er fünf Minuten damit, den Brief einer Melkerin an Breschnew zu erfinden. Er sollte die Frau eigentlich interviewen, ist ihr aber nur flüchtig begegnet. Dowlatows Antiheld folgt pro forma Befehlen und führt den Willen seiner Vorgesetzten aus, die wiederum ihre eigenen Chefs zufriedenstellen müssen. Allerdings tut er das auf so fragwürdige und halbherzige Weise, dass es auf eine Art stillen Protest hinausläuft. Als er für eine komplett manipulierte Statistik ein Kind ausfindig machen soll, das als das vierhunderttausendste in Tallinn geborene Baby ausgegeben wird, überredet er auf Wunsch der Redaktion den erst widerstrebenden Vater bei einem Mittagsmahl mit Alkohol, seinem neugeborenen Sohn den seltsam klingenden Namen »Lembit« zu geben, nach einem estnischen Volkshelden. Als der Leiter des örtlichen Fernsehstudios stirbt, hält er auf der Beerdigung mit geheuchelter Innigkeit eine Lobrede auf den Mann, den er nie kennengelernt hat – nur um dann feststellen zu müssen, dass es sich nicht einmal um die richtige Person handelte: Im Leichenhaus wurden versehentlich die Särge verwechselt.

In *Der Koffer*, einer Sammlung von Essays, in denen das



Durcheinander der Emigrationserfahrung sortiert wird, erzählt Dowlatow, wie er einmal die ledernen Halbschuhe des Bürgermeisters von Leningrad versteckte – ein kindischer Streich, den er jedoch sehr genoss. Gegen Ende eines offiziellen Essens, bei dem reichlich Cognac und Champagner flossen, streifte der Bürgermeister unter dem Tisch die Schuhe ab. Dowlatow zog sie mit den Füßen zu sich herüber und bugsierte sie in seine Aktentasche. Als die Gäste Bescheid erhielten, es sei Zeit, sich zur Einweihung einer neuen Metrostation auf die Tribüne zu begeben, reagierte der Bürgermeister erst verärgert und verschreckt; dann schützte er Krankheit vor und verpasste die gesamte Einweihungsfeier. Das ist nicht gerade ein politisches Statement oder eine Tat, die eines Solschenizyn würdig gewesen wäre – und doch ist es eine, viel gängigere und fassbarere, Form des Widerstands.

Eine Freundin, Natascha, hat mich ihrem Vater Igor Jefimow vorgestellt, der Schriftsteller und Verleger ist und in Leningrad gut mit Dowlatow bekannt war. Als beide in den späten Siebzigern in die USA auswanderten, publizierte Jefimow Dowlatows Werke in seinem Emigrantenverlag Hermitage. »Dissidenten – das waren für uns diejenigen, die verkündeten, sie wüssten besser als die Machthaber, wie die Dinge sein sollten, wie das Land regiert werden muss«, erklärte mir Jefimow. »Wir glaubten das von uns nicht. Uns ging es nur darum, so zu sprechen und zu schreiben, wie wir dachten und fühlten.« Dowlatow hatte einen scharfen Blick für das Tragikomische, für menschliche Schwäche und Selbsttäuschung. Seine Prosa hat mir mehr als irgendetwas sonst Aufschluss über das Russland gegeben, das ich täglich erlebte: ein Ort, an dem die Menschen die Ineffizienz und Korruption des Staates



deutlich sahen, aber sich auch Illusionen über die eigenen Überlebensstrategien machten. Sie wussten, dass sie auf vielfache Weise durch das System gebunden und in es verstrickt waren.

Nachdem Dowlatow in den Sechzigern sein Studium beendet hatte, wurde er zur Armee eingezogen. In der Republik Komi im abgelegenen Norden Russlands diente er als Wächter in einem Gefängnislager. Die drei Jahre, die er dort verbrachte, hat er später in einer Reihe von Briefen an Jefimow beschrieben. Daraus ist das Buch *Die Zone* hervorgegangen, das nach dem umgangssprachlichen Ausdruck für das Paralleluniversum des Gefängnislebens benannt ist. Seine Tätigkeit als Wächter in den Lagern von Komi sah Dowlatow letztlich als Laune des Schicksals: »Ich habe einfach die Türen verwechselt und bin in der Armeebaracke gelandet statt in der Gefängnisbaracke.« Dowlatow schildert in dem Buch, wie er und die Gefangenen »denselben Verbrecherslang sprachen, genau dieselben sentimentalien Lieder sangen und genau dieselben Entbehrungen erduldeten«. Und er geht noch weiter: »Wir waren einander sehr ähnlich, ja, sogar austauschbar. Fast jeder Gefangene wäre für die Rolle des Wächters geeignet gewesen. Und fast jeder Wächter verdiente eine Gefängnisstrafe.« Dies erschien mir als das große Anliegen von Dowlatows Texten: die Pose des einfachen Moralisieren aufzugeben und die Dinge komplexer darzustellen – zur Kenntnis zu nehmen, auf welchen unvorstellbaren und tragikomischen Wegen die Menschen versuchen, sich in dem System durchzuschlagen, in dem sie stecken. Durch solche Kompromisse und Anpassungen werden wir alle ein klein wenig zu Komplizen, aber zugleich auch ganz und gar menschlich. Und diese Menschlichkeit ist ein Re-



fugium der – wenn auch begrenzten und unvollkommenen – Freiheit in einer Welt, in der sie sonst wenig Raum hat.

Anfang 2012 zog ich wieder nach Moskau, um als Auslandskorrespondent aus Russland zu berichten, erst für den *Economist* und später für den *New Yorker*. Im Westen stellt man sich Russland als Nation unter der Knute eines Diktators vor, der nur an seiner eigenen Macht und seinem Profit interessiert ist. Putin herrscht demnach über 145 Millionen Einwohner, die er in einem geschlossenen Käfig aus Propaganda und Unterdrückung gefangen hält. Und doch: Obwohl Russland in der Zeit meiner Tätigkeit als Berichterstatter große historische Erschütterungen und Veränderungen erlebt hat – die Protestkundgebungen im Winter 2012, die aufwendigen Vorbereitungen für die Olympischen Winterspiele 2014 in Sotschi, die Annexion der Krim, die Machtprobe mit dem Westen um den Krieg in der Ukraine, den Vorwurf der Einmischung und geheimen Zusammenarbeit bei den US-Präsidentschaftswahlen 2016 samt Folgen sowie die Kosten der Sanktionen und der Wirtschaftskrise –, bin ich immer wieder ganz normalen Russen begegnet, die keineswegs den Eindruck machten, sie würden irgendwie gegen ihren Willen festgehalten. Sie waren nicht unbedingt begeisterte Anhänger Putins oder hatten auch nur für ihn gestimmt. Für sie war der Putin-Staat schlicht eine reale Gegebenheit – weder gut noch schlecht, sondern einfach da, wie ein Bestandteil der Erdatmosphäre. Und mit Blick auf diese Realität bauten sie ihr Leben auf. Sam Greene, der Leiter des Russia Institute am King's College in London, hat die merkwürdige Ausgewogenheit, die die Russen gegenüber ihrem Staat an den Tag legen, einmal so beschrieben: Sie seien »bereit, ihn als dys-



funktional und doch legitim, ungerecht und doch respektabel anzusehen«.

Natürlich gibt es auch in Amerika und Europa Regierungen, vielfältige äußere Strukturen und Einschränkungen, mit denen die Leute ständig umgehen müssen, mich eingeschlossen. Konformitätsdruck ist etwas Universelles und Allgegenwärtiges; er gehört überall auf der Welt zur menschlichen Existenz. Doch die starke Präsenz des Staates und die Aura der Unumgänglichkeit, die seinen Forderungen anhaftet, schienen mir in Russland besonders ausgeprägt zu sein. Die Wünsche und Launen des Staates unbeachtet zu lassen oder ihnen gleichgültig gegenüberzustehen, kam nicht infrage. Das Beste war, zu erraten, was er von einem wollte, dem nachzukommen und dabei schlau genug zu sein, daraus einen gewissen Nutzen für sich selbst zu ziehen. Das ist, grob gesagt, das Dilemma von Lewadas »verschlagenem Menschen«: Der Staat hält für ihn sowohl die Androhung großer Bedrängnis als auch das Versprechen unvergleichlicher Chancen bereit. Mit der Zeit wurde mir klar, dass in Russland beide Kräfte – Staat und Bürger – einen Dialog führen. Dieser Gesprächston wird von ausländischen Ohren oft überhört. Lew Gudkow, Lewadas ehemaliger Student und heute selbst ein angesehener Soziologe und Meinungsforscher, schrieb einmal, für viele Russen sei der Staat »nicht einfach ein umfassender technischer Verwaltungsapparat, sondern eine symbolische Institution, die das Grundverständnis der menschlichen Natur verkörpert und reproduziert«. Ihm kommt eine fast pantheistische Bedeutung zu: Zwar wurde er vom Menschen nach seinem Bilde geschaffen, doch zugleich ist er eine allgegenwärtige Gewalt, deren Macht diejenige ihres Schöpfers übersteigt.



In Moskau und auf meinen Reisen durch Russland habe ich ungemein stolze, brillante Männer und Frauen kennengelernt, die überzeugt waren, das Einvernehmen mit dem Staat sei die beste oder einzige Möglichkeit, ihre Vision umzusetzen. Zu ihnen zählten Aktivisten, Ökonomen, Journalisten und Unternehmer. Es war schwer zu glauben, dass sie unrecht hatten, und ich war keineswegs sicher, dass ich mich anders entschieden hätte. Da war die Freundin, die mit einem Abschluss der Universität Oxford nach Moskau zurückkehrte und eine Stelle in einem staatlich geführten Thinktank antrat. Kluge junge Fachleute entwickelten dort gute Ideen, von denen einige umgesetzt und andere, politisch weniger opportune, verworfen wurden. Da war der Jugendaktivist, mit dem ich regelmäßig zu Mittag aß und der nicht widerstehen konnte, als ihm ein Abgeordnetenmandat angeboten wurde. Im Parlament machte man ihm dann rasch klar, dass er sich bei Abstimmungen an die Parteilinie zu halten hatte, wenn er die Finanzierung seiner Jugendprogramme nicht aufs Spiel setzen wollte.

Zu den angesagtesten Jobs in Moskau gehörte eine Zeit lang das Erarbeiten der staatlich geförderten Projekte zur Stadtbildverschönerung: Die Fußgängerzonen wurden erweitert, die Stadtparks erneuert, Bikesharing-Modelle eingeführt und das öffentliche Nahverkehrsnetz neu konzipiert. Solche Initiativen haben die Stadt fraglos angenehmer und menschlicher gemacht, und später wurden ähnliche Maßnahmen auch in anderen russischen Orten ergriffen. Zwar gab es in Russland keine großen demokratischen Reformen – die Politik des Landes tendierte eher in die entgegengesetzte, eindeutig regressive Richtung –, doch seine Städte wurden attraktiver und lebenswerter. In meinem



Moskauer Freundeskreis war das Anlass für eine Debatte: Ist es verdienstvoll, dem Staat seine Fähigkeiten und Fachkenntnisse zur Verfügung zu stellen, um auf lokaler Ebene echte Veränderungen zu bewirken? Oder trägt das nur dazu bei, ein ungerechtes und ineffizientes System am Leben zu erhalten? Die Frage wurde nie endgültig geklärt, sondern kam immer wieder auf. Sie war wie ein Referendum über die Legitimität von Kompromissen, das sich in regelmäßigen Abständen wiederholte. Wenn man die Ressourcen und die Macht von Institutionen, die man letztlich für böswillig hält, nutzt, um Gutes zu bewirken, welche Seite führt dann die andere vor? Auch wenn die Gulag-Metaphorik meist nichts dazu beiträgt, das Russland Putins besser zu verstehen, bin ich immer wieder auf die Frage zurückgekommen, vor der Iwan Denissowitsch im Lager stand: Wenn du in einem ungerechten System steckst, ist es dann nicht ganz rational und sogar tugendhaft, hier und da ein bisschen zum eigenen Vorteil zu betrügen? Vielleicht gibt es darauf keine befriedigende Antwort. Diese Unauflösbarkeit ist in der russischen Wendung *meschdu dwuch ognjei* ausgedrückt: Man steckt »zwischen zwei Feuern«, zwei entgegengesetzten Kräften, die größer sind als man selbst. Das Beste, was sich in dieser Situation erreichen lässt, ist, heil herauszukommen.

Je länger ich darüber nachdachte und schrieb, wie Menschen in Putins Russland tatsächlich leben und arbeiten, desto klarer wurde mir, dass eine strikte Einteilung in Unterdrückte und Unterdrücker weitgehend unmöglich ist. Natürlich gab es eindeutige Opfer und Menschen, die aufgrund ihrer entschlossenen, unnachgiebigen Haltung viel Frustration und Bedrängnis erfuhren. Ebenso gab es eindeutig korrupte und sadistische Personen, die sich der



Autorität des Staates vor allem bedienten, um die eigenen Taschen zu füllen, oder Spaß daran hatten, alle möglichen kleinen Gemeinheiten zu verüben. Aber die meisten Leute, denen ich begegnet bin, gehörten zu keiner dieser Gruppen. Sie waren strebsam, flink und einfallsreich, und ihre ursprünglichen Motive waren meist aller Ehren wert und völlig nachvollziehbar. Was mich faszinierte, waren die Kompromisse und Ausflüchte, die es brauchte, um aus diesen Motiven Taten werden zu lassen – und die Art und Weise, wie solche Konzessionen eine Person und die Ausgangsmotivation ihres Handelns nach und nach verändern können.

Nach dem Tod Juri Lewadas wurde Lew Gudkow Leiter des Lewada-Zentrums. Ich habe mich mehrmals mit ihm in seinem Büro an der Nikolskaja-Straße getroffen, einer geschäftigen Durchgangsstraße für Fußgänger, die den Lubjanka-Platz – den Standort des legendären gelben Backsteinbaus, der einst Hauptsitz des sowjetischen Geheimdienstes KGB war und heute die Zentrale des Nachfolgedienstes FSB beherbergt – mit den schicken, schmuckkastenartigen Boutiquen des Kaufhauses GUM verbindet. Gudkow ist heute Anfang siebzig. Er strahlt eine einladende, professionelle Wärme und Intelligenz aus und ist stets großzügig bereit, die Ideen seines Mentors Juri Lewada und die Ergebnisse seiner eigenen Forschungsarbeit mitzuteilen. Bei unseren Gesprächen blätterte er oft in Notizbüchern auf seinem Schreibtisch und zeigte mir die Ergebnisse verschiedener Umfragen, die das Zentrum im Laufe der Jahre durchgeführt hatte. So hatten Gudkow und sein Team etwa nach der Annexion der Krim im Jahr 2014 festgestellt, dass die Anzahl der russischen Bürger, die eine großflächige Invasion der Ukraine befürworteten, erheb-



lich angestiegen war: Sie lag bei 75 Prozent der Befragten. Zugleich waren jedoch die allerwenigsten – nur 5 bis 8 Prozent – bereit, die tatsächlichen Kosten für solche militärischen Abenteuer zu tragen – weder durch Ausgabenkürzungen im Inneren bei Renten oder der Gesundheitsversorgung noch, indem sie ihre Söhne und Ehemänner als Soldaten zum Kämpfen in die Ukraine schickten. Gudkow fasst die vorherrschende Einstellung so zusammen: »Ich unterstütze das vielleicht, aber die Verantwortung und die Kosten sollen die da oben tragen.« In den Zahlen zeichnete sich das Bild einer russischen Gesellschaft ab, deren Einstellung zu ihren Herrschern zutiefst widersprüchlich und deren Vorstellung von der eigenen Rolle und Verantwortung ziemlich verworren waren. Hier kam eine moderne Form des Doppeldenk zum Vorschein. Gudkow beschrieb sie als »Verschlagenheit«, die es ermöglicht, alles zugleich zu sein – loyal und ungehorsam, aggressiv und bemitleidenswert, stolz und unsicher. »Der Zusammenbruch der Sowjetunion ist fünfundzwanzig Jahre her«, so Gudkow. »Doch der Persönlichkeitstyp, der in dieser Zeit entstand, hat sich als erstaunlich beständig erwiesen. Er verkörpert ein Bewusstseinssystem, das leicht manipulierbar, aber nur schwer zu ändern ist.«

Mit seiner Theorie des verschlagenen Menschen hatte Lewada einen begrifflichen und ideellen Rahmen für etwas gefunden, das mir auf Schritt und Tritt begegnete. Ich begann, überall solche Männer und Frauen zu entdecken: der einst liberale Fernsehmoderator, der zum überschwänglichsten und niederträchtigsten Verbreiter homophober und antiamerikanischer Hetze wurde, sobald er spürte, dass der politische Wind aus einer anderen Richtung wehte; die so bedauerns- wie bewundernswerte Philanthropin, die